

Inspiring painting: Scharein in der ESMT Berlin 2020

Eröffnung der Ausstellung am 12. Januar 2020 beim Neujahrsempfang der ESTM
Einleitender Dialog – Markus Dröge und Günter Scharein

Dröge:

In dem Künstlerportrait „Scharein“, herausgegeben von Edzard Reuter und Stefan Hansen, wird ein Satz von Ihnen, lieber Günter Scharein, zitiert, der für mich wie ein Schlüssel zu Ihrem Werk ist: „Die Freiheit der Kunst ist Mut“.

Günter Scharein, meine sehr verehrten Damen und Herren, ist ein mutiger Mensch und gleichzeitig ein äußerst vorsichtiger Mensch. Das ist kein Gegensatz. Als sensibler Mensch weiß er um die gefährlichen inneren und äußeren Widerstände, mit denen ein Künstler – exemplarisch für die menschliche Existenz überhaupt – zu kämpfen hat. Sich davon frei zu machen geht nur mit Mut.

Heute ist Günter Scharein so mutig, sich von mir Fragen stellen zu lassen. Das ist durchaus nicht selbstverständlich. Ich weiß, wie zurückhaltend viele Künstlerinnen und Künstler sind, wenn es darum geht, über das von ihnen Dargestellte hinaus etwas vom eigenen Fühlen, Denken oder gar von der eigenen Person zu offenbaren. Aber Schari ist mutig

Meine erste Frage an ihn geht in seine Jugendzeit. Denn wir können seine Kunst nicht richtig verstehen, wenn wir nicht wissen, wo er herkommt. Sein Vater stammte aus der Nähe von Königsberg, seine Mutter aus Schlesien. Er passt also bestens nach Berlin, wo traditionell viele Ostpreußen und Schlesier leben. Aber er ist geboren und aufgewachsen in Bassum, einem Städtchen bei Bremen, in einer von Krieg, Gefangenschaft und Flucht gezeichneten, sehr bescheiden lebenden Familie mit vier Jungs. Sein Vater konnte die eigene künstlerische Begabung nicht ausleben. Er musste das Geld für die Familie mit wenig anspruchsvoller Auftragsfotografie verdienen. Sie, lieber Schari, beschreiben sich selbst in Ihrer Jugendzeit als Außenseiter. Sie waren ein Flüchtlingskind aus einfachen Verhältnissen. Sie interessierten sich für Philosophie und für das „Werkeln“, für das Gestalten, woran die anderen Jungs kein Interesse zeigten. Sie waren im Gymnasium eines von zwei Arbeiterkindern. Meine Frage ist nun: Hat diese Herkunft etwas mit Ihrer Kunst zu tun, hat diese Herkunft etwas mit der Ermutigung zu tun, die Ihre Kunst darstellt?

Scharein:

Vielen Dank für diese Frage. Das frage ich mich manchmal selber auch. Auf alle Fälle war es bedeutsam, als Flüchtlingskind in einem kleinen Ort aufzuwachsen, in dem alle mehr oder weniger verwandt waren ... also Großkel der dritten und vierten Generation – was weiß ich? Und wir waren eben die Außenseiter. Was kann man als Außenseiter machen? Was will man machen, um sich durchzusetzen? Man sucht irgend etwas, mit dem man sich absetzen kann von den Anderen. Also, was gab es für mich für Möglichkeiten? Zwei. Einmal Sport. Der Herrgott hat mich ja nicht mit Wachstumsgenen gesegnet, also habe ich gesagt: Ich möchte oben auf der Treppe stehen. Das habe ich mit Geräteturnen geschafft. Ich stand oben. Ich war der Beste. Aber: Wie kann ich mich noch von den anderen absetzen? Da gab es diese Möglichkeit: Rückzug und Produktion. Und dies „Werkeln“ ist ganz wichtig für mich. Werkeln hat mich immer interessiert. Meine Mutter war Putzmacherin. Eine Putzmacherin macht Hüte. Die hatte so einen Filz. Der war ganz flach. Und dann habe ich immer geguckt. Und wupps, nach kurzer Zeit war dann ein Hut fertig, gewölbt, mit Sachen dran ... Ich war immer fasziniert vom Machen. Und diese Faszination, ob das der Schuster war, ob das mein Vater war mit dem Fotolabor, ob das meine Mutter war, beim Hüte machen. Diese Faszination ist für mich ausschlaggebend geworden und geblieben. Nämlich: Alles fängt mit dem Handwerk unten an. Bitte lern alles von der Pike, damit du irgendetwas kannst! Und das ist für mich wichtig gewesen für alles, was ich später im Künstlerischen gemacht habe: Bitte erst das Handwerk lernen, bei allem, womit du dich beschäftigst. Dann, wenn du das Handwerk beherrschst, kannst du sehen: Du schaffst auch noch etwas anderes!

Und deshalb sind Sie auch Lehrer geworden für Kunst und Werkerziehung. Sie haben in Hamburg studiert. Sie sind aber bald ins Saarland gegangen, weil dort ein Professor war, der Ihnen dieses Handwerk der Kunst besonders gut beibringen konnte. Im Saarland haben Sie aber noch etwas kennengelernt, das Sie bis heute auszeichnet: die Freude an der Esskultur. Im Saarland gibt es ja den Spruch: „Hauptsache gut gess, geschafft han ma schnell.“ Es gehört zu Ihrer Künstlerexistenz, dass Sie ein guter,

kreativer Koch sind. Sie sagen: Kochen ist so kreativ wie Kunst, nur nicht so nachhaltig. Sie laden zu sich nach Hause ein, ins Atelier, bewirten Gäste. Sie haben Freude daran, zu hören, welche Perspektiven die Gäste im Gespräch einbringen. Aber, was Sie natürlich nicht mitgebracht haben aus dem Saarland, ist die Philosophie „geschafft han ma schnell“. Ganz im Gegenteil. Da ist nichts schnell geschafft an Ihren Bildern.

Dr. Renate Wiehager, die Leiterin der Daimler Art Collection, spricht sogar im Blick auf Ihre Kunst von „quälend langsam sich entwickelnden Bildern“. Ich muss sagen: So habe ich Sie nicht verstanden. Lange, sehr lange, sehr diszipliniert, Stunden, Tage, Monate, manchmal Jahre arbeiten Sie an einem Bild, das stimmt. Aber gequält sind Sie dabei meiner Wahrnehmung nach nicht. Sie erleben dabei viel. Sie hören klassische Musik, Sie „bearbeiten ihre Problemwelt“ während Sie malen, haben Sie einmal gesagt. Das interessiert mich natürlich. Was heißt das? Was erleben Sie eigentlich Stunde um Stunde, wenn Sie Punkte machen?

Ja, da muss ich mich jetzt wirklich anstrengen, mich kurz zu fassen, weil das ein komplizierter, komplexer Prozess ist. Erst einmal ist das Atelier für mich Rückzugsort der ersten und größten Ordnung. Da kann mir keiner ´was. Da bin ich bei mir und für mich. Aber, was viel wichtiger ist, ist nicht nur, dass ich auch ´mal wirklich einen Wagner „Ring“ an einem Tag beim Arbeiten durchhören kann – sechzehn Stunden sind das übrigens – ja, das ist ein Ereignis, das man sich einmal gönnen kann. Ich kann das bei der Arbeit. Ich kann mir Musik auflegen, die mich anmacht und mich in eine Stimmung bringt, die ich für das Arbeiten jetzt gerade brauche oder haben möchte. Das ist erst einmal das Positive dieses Rückzugs. Der positive andere Teil ist auch, dass alle Türen verschlossen sind und man mich ganz schwer erreicht. Das will ich so. Das mit den Problemen, die ich dabei bearbeite, das ist so: Wenn ich diese Arbeit nicht hätte, würde ich höchstwahrscheinlich auf die Couch gehören. Denn ich bin eigentlich eine emotionale Hirschkuh, die immer unter ihren Emotionen leidet. Und wie kann ich damit umgehen? Wie kann ich die Emotionen sortieren? Was kann ich damit machen? Wenn ich den Rückzug und meine Arbeit nicht hätte, wo ich wirklich konzentriert sein muss, wer weiß, was dann wäre. Bei der Arbeit fängt irgendwann das Bild an, mit mir zu reden: Eh, Scharein, jetzt hör ´mal auf, da im Kopp rumzuwuseln, ja?! Ich bin hier. Und jetzt konzentrier´ dich auf unseren Dialog.

Bis zu diesem Zeitpunkt habe ich die Möglichkeit, meine Probleme für mich Punkt für Punkt abzuarbeiten, in dem ich die mit mir selbst diskutiere. Und wenn ich draußen bin und Arbeiten mache, die mir überhaupt nicht liegen, dann habe ich eine ganz liebe Frau, die sagt: Lass all den Scheiß jetzt in Ruh. Geh ins Atelier und mach deine Punkte! Weil sie weiß: Zwei Tage brauch ich, und es geht mir wieder ganz hervorragend. Und am dritten Tag bin ich sogar wieder gesprächsbereit. Also meine Arbeit ist gleichzeitig Therapie für mich, um das, was mich bewegt, mit der Arbeit abzuarbeiten. Und ein Großteil davon fließt in die Arbeit ein. Auch wenn man das nicht auf Anhieb sieht. Das soll man auch nicht.

Also Sie sind ein sehr emotionaler Mensch. Sie sind aber auch ein sehr meditativer Mensch. Für mich sind Kunst und Theologie Geschwister. Beide geben sich nicht mit dem zufrieden, was die Augen auf den ersten Blick erkennen können. Beide wollen tiefer verstehen, hinter die Dinge schauen. Mir fällt bei Ihren Bildern auf, dass durchaus auch theologisch-christliche Motive bei Ihnen vorkommen. Eine beachtliche Anzahl von Bildern trägt den Titel „Altar“. Eines heißt „Reisetriptychon“, ein anderes „Reisealtar“. Ein Bild mit dem Titel „Kleiner Hausaltar“ ist hier in der Ausstellung zu sehen. Sie wollen die Altäre offensichtlich irgendwo mit hinnehmen, mit ihnen irgendwo hinreisen! Es geht Ihnen aber nicht um christliche Theologie, sondern Sie wollen mit Ihren Bildern „Urmenschliches“ zum Ausdruck bringen. Können Sie das kurz skizzieren?

Es gibt einen zweiten Teil, der zu meinem Leben unbedingt dazugehört, das sind Reisen. Damit meine ich nicht Urlaube. Das kann man machen: Irgendwo hinfahren, sich hinsetzen, die Decke angucken oder den Himmel. Nein, ich meine zu reisen, über Land zu reisen, neue Dinge wahrzunehmen. Andere Länder, andere Sitten. Dazu gehört dann, dass man automatisch auch mit anderen Gesellschaften, mit anderen Gesellschaftsansätzen, anderen Religionen konfrontiert wird und vielleicht, wenn man aufmerksam ist, feststellt: Ja, es gibt überall drei Grundfragen, die alle Menschen bewegen, ob Buddhisten, ob Christen. Das sind drei Fragen, die in der christlichen Religion auf die eine Art, in anderen Religionen auf andere Art beantwortet werden. Nämlich ganz einfach: Woher kommen wir? Was sollen wir hier eigentlich? Und wo

geht´s danach hin? Hoch interessant! Drei Grundfragen, die in allen Religionen etwas anders beantwortet werden, aber die zentralen Fragen des Lebens sind. Deshalb haben mich diese Fragestellungen – Woher kommen wir, was sollen wir hier, und wie geht´s dann weiter, wenn wir hier ´mal die Löffel abgegeben haben interessiert. Und ich habe gesehen, das interessiert andere auch. Und das ist in meine „Altarbilder“ eingeflossen. Ich will sie nicht nur in der Ikonographie des Christentums wissen, aber sie steckt natürlich auch da drin.

Das kann man sehr schön deutlich machen an dem Bild „Hommage à Meister Mathis“, das große Triptychon. Es ist eine wunderbare Interpretation des Isenheimer Altars von Matthias Grünewald. Sie haben es einmal selbst beschrieben. Man sieht links die Verkündigung des Engels an Maria. Sie interpretieren dieses Thema, indem Sie eine neue Kraft darstellen, die in die Welt einbrechen will. Der rechte Flügel zeigt die Auferstehung. Dieses Thema interpretieren Sie als Erkenntnis, die über das Materielle, das Körperliche hinausgeht. Und in der Mitte deuten Sie die Kreuzigungsszene als einen Appell an den Betrachter, sich auf die eigenen geistigen und emotionalen Fähigkeiten zur Nächstenliebe zu besinnen, die freiwillig Leid auf sich nehmen kann. Besser könnte ein christlicher Theologe diesen Altar nicht interpretieren. Aber Sie locken eben vor allem das Urmenschliche heraus.

Noch einmal zurück zu Ihrem Lebenslauf, zu Ihrer künstlerischen Entwicklung. Ich komme zu der Frage, die die meisten Menschen brennend interessiert, wenn sie Ihre Kunst betrachten. Ich habe eine Zeichnung von Ihnen gesehen, eine wunderschöne, feine Zeichenstudie aus dem Jahr 1970, die eine verschleierte Marokkanerin zeigt. Wie kommt ein Mensch, der so sensibel portraituren kann wie Sie, dazu – sorry – nur noch Punkte zu machen?

Das wäre jetzt abendfüllend ... aber ich versuche, es kurz und verständlich hinzukriegen. Sagen wir ´mal so: Was Bischof Dröge sagte – das marokkanische Mädchen – das wird sofort erkannt. Ich nehme ein Beispiel, das noch prägnanter ist. Es gibt ganz viele Hirsche an den Wänden, die stehen da auf einer Lichtung, die ist grün. Es ist morgens fünf Uhr. Alles dampft, und der Hirsch röhrt – röhah... So, das Bild haben Sie jetzt alle im Kopf. Da passiert ´was. Da haben Sie eine Fläche, die überhaupt nicht

frei ist. Also, Bilder die vorgefertigt sind, mit einer Thematik, so dass der Hirsch in Ihrem Kopf sofort röhrt, solche Bilder sind nicht mein Ding. Also, was ist mein Ding? Mein Ding ist: Ich möchte etwas transportieren, was nicht so eindeutig ist, was mit mir zu tun hat, was den Betrachtern aber auch die Möglichkeit gibt, sich selbst damit auseinanderzusetzen. Denn jeder von ihnen trägt seine Bilder in sich. Und das ist mir das Wichtigste, dass er die Möglichkeit bekommt, seine ihre Bilder mit meinen zu konfrontieren und vielleicht da einzubringen. Vielleicht findet er da etwas für sich drin. Das ist mir viel wichtiger, als dem Betrachter eine Vorgabe zu geben, von der er sich gar nicht mehr lösen kann, sobald er sie einmal gesehen hat.

Vielen Dank. Ich möchte Ihnen jetzt zum Abschluss meine Interpretation Ihrer Kunst zumuten. Sie können sich dann dagegen wehren, sie weiter fortführen oder Ihre ganz andere Sicht einbringen. Ich habe Sie so verstanden: Sie sind ein ebenso emotionaler wie vorsichtiger Mensch. Sie hatten, so haben Sie es einmal beschrieben, im Laufe Ihrer künstlerischen Entwicklung Sorge, man könne zu viel von Ihren Emotionen in Ihren Bildern entdecken. Deshalb haben Sie sich hinter Geometrie, hinter klaren Formen verstecken wollen. Sie haben die Eindrücke reduziert und diszipliniert. Sie wollen, so sagten Sie einmal, „Emotionen in Punkten auf die Leinwand bringen“, „emotionale Farbräume“ schaffen. Sie arbeiten mit „reduziertem Inventar“, schreibt Renate Wiehager: „vier Farben, Punktraster, Nuancen der Lichtdramaturgie“. Und doch – und das ist das erstaunliche Ergebnis – bricht gerade aus dieser streng-reduzierten Formensprache immer wieder die geballte Emotion hervor, die am besten mit musikalischen Begriffen zu beschreiben sind: Töne, Wellen, Harmonien und Disharmonien, Spannungsbögen Der Punkt allein ist zwar unangreifbar: er strahlt nach allen Seiten gleich aus. Aber was aus den gerasterten Punkten wird, ist voller emotionaler Dynamik.

Meine Interpretation ist: Sie kultivieren die Emotionen zunächst mit höchster Disziplin, um sie genau dadurch umso eindrucklicher hervortreten lassen zu können. Aus Vorsicht, ja Ängstlichkeit, wird Mut. Und genau dazu möchten Sie den Betrachter locken: „Ich wünsche mir Betrachter“, haben Sie einmal gesagt, „die sich trauen, meine Bilder zuerst einfach emotional wahrzunehmen und sich von ihnen leiten zu lassen.“ So helfen Sie dem Betrachter, seine Emotionen zu kultivieren und kreativ zu

entfalten. Erlauben Sie mir daraus eine aktuelle Botschaft zu machen: Genau dieses brauchen wir heute, lieber Schari, in einer Zeit, in der es schick geworden ist, Emotionen einfach unkultiviert herauszulassen und dabei auch noch zu behaupten, das sei echt und ehrlich, wo doch vielfach nur ziemlich menschenverachtende Emotionen dabei herauskommen. Deshalb ist meine Überzeugung: Wir brauchen genau Ihre Bilder. Vielen Dank dafür, dass Sie den Mut haben, diese Bilder zu malen. Habe ich Sie ein bisschen richtig verstanden?

Lieber Bischof Dröge, ich kenne Sie nun seit zehn Jahren. Wir haben Einiges zusammen erlebt. Erst einmal möchte ich Ihnen ganz herzlich danken für dieses Gespräch. Ich habe Sie sehr, sehr gut verstanden. Sie haben auch meine Arbeit sehr gut verstanden. Und was mir viel Spaß gemacht hat, ist die ganze Konstellation hier im Hause. Ich möchte der Leitung des Hauses – ohne jetzt alle persönlich aufzuzählen, die daran beteiligt waren und sind; ich möchte das bitte nicht missverstanden haben –ich möchte jetzt einfach der Leitung dieses Hauses ein großes Dankeschön aussprechen, nicht nur dem Präsidenten, allen anderen auch, insbesondere auch Herrn Plinke. Wir kennen uns noch länger, als ich Bischof Dröge kenne. Er ist ein Sammler meiner Arbeiten. Und wenn er mit seiner Frau zu mir kommt, hat er immer zu mir gesagt: Herr Scharein, ich hoffe, ihr gefällt nicht schon wieder etwas. Aber ab und zu ist es dann trotzdem passiert. Der dritte und letzte Dank gilt einem großen Sammler von mir, dem ich zu großem Dank verpflichtet war, am Anfang meiner Jahre in Berlin. Das ist Klaus Krone, der für dieses Haus sehr viel getan hat. Drei meiner großen Arbeiten hat er als Dauerleihgabe der Hochschule überlassen. Auch wenn er heute nicht anwesend sein kann, möge man ihm diesen Dank doch bitte mitteilen. Also vielen Dank allen, die dazu beigetragen haben, dass dieses Projekt stattfindet.

Copyright: Dr. Dr. h.c. Markus Dröge, Berlin

Weitere Informationen zu Scharein unter www.scharein.de